

ANN GARVIN | Little Dog und ich

Das Buch

Lucy ist nicht gemacht für ein chaotisches Leben. Als geachtete Chirurgin, deren Patienten sich auf ihre Fähigkeiten und ihr Mitgefühl verlassen, hat Lucy stets hart gearbeitet und auf das System vertraut. Sie ist nicht eine von denen, die in einer Selbsthilfegruppe landen. Doch das war vor dem Unfall. Bevor ihre Zukunft in einem Autowrack zerbrach. Als Lucy im Krankenhaus beim Stehlen erwischt wird, muss sie eine Entscheidung treffen: Hilfe annehmen oder ihre Zulassung verlieren. Widerwillig beginnt sie, ihre Ängste und Probleme mit einer Gruppe Fremder zu teilen, findet Trost in der Bekanntschaft zu einem traumatisierten Mädchen und baut ihre Hoffnung auf das letzte Geschenk ihres verstorbenen Ehemannes. Doch erst als sie eine streunende Mischlingshündin im Park auflied, beginnt sie, ihr neues Leben zu akzeptieren – und stellt fest, dass ein bisschen Chaos auch glücklich machen kann ...

Die Autorin

Ann Garvin arbeitete als Krankenpflegerin, während sie ihre Doktorarbeit in Psychologie verfasste. Heute ist sie Professorin für Gesundheit und Ernährung an der Universität von Wisconsin und gibt Kurse für kreatives Schreiben.

ANN GARVIN

Little Dog und ich

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch von Jutta Swietlinski

Diana Verlag

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel *The Dog Year* bei The Berkley Publishing Group, published by The Penguin Group LLC, A Penguin Random House Company, New York



Verlagsgruppe Random House FSC®-N001967.

Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier

Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Deutsche Erstausgabe 01/2016

Copyright © 2014 by Ann Garvin

Copyright © 2016 der deutschsprachigen Ausgabe by Diana Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Redaktion | Christine Neumann

Umschlaggestaltung | t.mutzenbach design, München

Umschlagmotiv | © plainpicture/Narratives

Satz | Christine Roithner Verlagsservice, Breitenau

Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-453-35852-2

www.diana-verlag.de

*Für meine Familie –
in allen Formen, die Familie haben kann*

Es geht nicht um die Brust

Im Parkhaus des Krankenhauses warf Lucy einen verstohlenen Blick auf eine junge Mutter, die ihren Säugling in einen raffinierten Autositz setzte. Ihr Ehemann wich ihr nicht von der Seite und berührte sie mit der Hand sanft an der Hüfte. Die Frau blieb stehen und blickte das winzige, rosige Baby an. Liebe drang ihr förmlich aus jeder Pore. Lucy wartete, bis die frischgebackene Familie wegfuhr und die Rücklichter verschwunden waren. Diese Szene des amerikanischen Traums hätte ihr gehören können, hätte ihr gehören *sollen*. Sie *hätte* ihr auch tatsächlich gehört, das wusste sie, wenn sie nur bei Bewusstsein geblieben wäre und das richtige Versorgungsmaterial gehabt hätte, als sie es gebraucht hatte.

Heute allerdings musste sie einfach wieder einmal nur den Arbeitstag überstehen. »Reiß dich zusammen, Peterman«, ermahnte sie sich selbst. Sie öffnete die Autotür und machte Anstalten auszusteigen. Doch dann ließ sie den Kopf auf das Lenkrad sinken. Sie versuchte, die Maske des taffen Mädchens über ihren Kummer zu ziehen und mit ihrem Leben weiterzumachen. Stattdessen kamen Tränen. Sie weinte so, wie Erwachsene zu weinen lernen: heimlich und allein.

Nach zehn Minuten, die sie den Tränen gestattet hatte, justierte sie den Rückspiegel und kontrollierte ihr Gesicht

auf verräterische Mascaraspuren unter den Augen, putzte sich die Nase mit den Fastfood-Servietten, die sie genau aus diesem Grund im Handschuhfach hortete, und stieg aus dem Auto.

Im vierten Stock des *Med One*-Krankenhauses in der Innenstadt von Elmwood streifte Lucy eine Fussel von ihrer Schulter und versuchte, eine widerspenstige Locke hinter ihrem Ohr zu verankern. Mit fast religiöser Ehrfurcht legte sie ihre Handflächen auf die weiße Theke und atmete das keimfreie Aroma ein, das vermittelte: Hier gibt es keine Frage, die nicht beantwortet werden kann. Für Lucy gab es hier keine Grauzonen. Kummer, vielleicht; das Gefühl des Verlustes, zweifellos. Aber immer in schwarz-weiß. Die Ärztin ist *da*. Sie riss die Augen auf und sagte: »Gott, ich liebe Montage.«

Melissa, eine braunhaarige, mollige Krankenschwester, die alles perfekt im Griff hatte und seit dem Beginn ihrer Anstellung hier mit Lucy zusammenarbeitete, hob den Kopf.

»Ich habe Ihnen doch geraten, diese Art von Bemerkungen für sich zu behalten, Dr. Peterman. Niemand mag Montage. Die Leute mögen Freitage, Samstage, aber Montage ganz und gar nicht.«

»Ich liebe sie. Ich treffe Sie, spreche mit Menschen, die Schmerzen haben, betäube sie und schneide ihre Probleme heraus. Das ist das Nächstbeste gleich nach der Arbeit in einem Süßwarenladen.«

Melissa runzelte die Stirn. »Sie können mich nicht täuschen, Dr. Peterman.« Sie bedachte Lucy mit einem prüfenden Blick. »Sie sehen blass aus. Schlafen Sie auch genug?«

»Wo ist mein anderer Laborkittel? Ich hasse die Taschen an diesem hier«, war Lucys Antwort.

»Ich finde, Sie sollten mit Menkin reden.« Stanley Menkin war ein Chirurgenkollege, ein Freund von Lucy und der Leiter des Krankenhauses. Allerdings war er nicht der Typ, der Verständnis für Schwäche zeigte. In dieser Hinsicht ähnelten sie und Stanley sich, und Lucy hatte nicht vor, um Urlaub zu bitten. Dies war eine Männerwelt. Wenn man ein Baby bekam, nahm man sechs Wochen Mutterschaftsurlaub und kam dann wieder zur Arbeit. Wenn man seine Familie verlor, ging man zu ihrer Beerdigung und ging tags darauf wieder ins Büro. Oder in ihrem Fall ins Krankenhaus.

»Nehmen Sie sich doch einen Tag pro Woche frei«, fuhr Melissa unbeirrt fort. »Sie sind zu früh zurückgekommen.«

»Ach ja?«, sagte Lucy. »Ich habe guten Kaffee mitgebracht und in den Pausenraum gestellt. Ich kann diesen Mist einfach nicht trinken, den die Medizinstudenten so mitbringen.«

Melissa starrte sie an und legte ihre Hand auf Lucys fest geschlossene Faust. »Dr. Peterman ...«

»Wenn ich arbeite, kann ich so tun, als wäre nichts passiert. Deshalb arbeite ich.«

Melissa nahm ihre Hand weg und sah zu, wie Lucy ihren Laborkittel wie eine Rüstung über die Schultern zog. Sie nickte in Richtung der Krankenzimmer. »Ihr Student hat heute Morgen einen Vorsprung.«

Lucy folgte ihrem Blick und sah Blake, ihren Medizinstudenten, am Fuß eines Bettes stehen. Er hatte die Hände in den Taschen, und die Tür stand weit offen. Die Frau vor ihm umklammerte den Ausschnitt ihres Nachthemdes. Ihre Beine waren entblößt und ihre nackten weißen Knie zusammengespreizt.

Als Lucy sich der Tür näherte, hörte sie den Studenten sagen: »Es sieht aus, als ob bei Ihnen lediglich eine dünne

Hautschicht und dünnes subkutanen Gewebe vorhanden wären, mit denen wir arbeiten können. Das ist unvorteilhaft.« Er schüttelte missbilligend den Kopf. »Das prädisponiert Sie für die Bildung einer Kapselkontraktur.« In einem Tonfall, der seine Worte klingen ließ, als ob er sie für ein Kind übersetzen würde, erklärte er: »Das kann zu einer unnatürlich runden Brust führen.« Als ob er die Stimmung heben wollte, fügte er hinzu: »Aber das ist doch besser als sackartig herunterhängende Titten, nicht wahr?« Dabei zwinkerte er der Patientin zu.

Lucy betrat das Zimmer, getrieben von drei Gefühlen: der Erinnerung an ihr eigenes Versagen im Bereich der Sensibilität, ihrer Machtlosigkeit angesichts schlechter Neuigkeiten und Wut. Sie zog den Vorhang zu, der das Bett vor neugierigen Blicken abschirmte, und als die Kugellager sirrend an ihren Platz rollten und die Welt ausschlossen, schüttelte Lucy ihre gerechtfertigte Empörung über die Situation ab und ersetzte sie durch Empathie für die Frau im Bett. Es gelang ihr, dem Medizinstudenten lediglich einen finsternen Blick zuzuwerfen. Der Frau in dem rückenfreien, würdelosen Nachthemd nickte sie zu. »Hallo, Mrs. Hallorman. Wie geht es Ihnen heute?«

Mrs. Hallorman war eine schlanke Brünnette mit feinporiger Haut und Augen wie große Schokoladentaler. Sie ließ ihren Kopf in die Hände sinken, ihre Schultern bebten, Tränen tropften auf das Nachthemd. Lucy legte der Frau eine Hand auf die Schulter und reichte ihr ein Papiertaschentuch. Doch sie brachte den Tränenstrom nicht zum Versiegen, sie murmelte auch nicht, dass »alles« wieder in Ordnung kommen würde. Lucys sehr bittere Erfahrungen der letzten Zeit hatten ihr gezeigt, dass nicht immer alles wieder in Ordnung

kam. Vor nur acht Monaten hatte sie ihren Mann und ihr ungeborenes Baby an einem einzigen Nachmittag verloren.

Lucy ließ einen Moment des Schweigens für den Verlust der Frau verstreichen und einen weiteren für ihren eigenen. Das Gesicht ihres Mannes huschte vor ihrem geistigen Auge vorüber – an ihrem Hochzeitstag, und dann direkt nach dem Autounfall, der ihn getötet hatte. Sie schürzte die Lippen und atmete tief durch. Lucy fing den Blick ihres Studenten über den Kopf der aufgewühlten Frau hinweg auf. Er wandte die Augen ab und starrte auf seine Armbanduhr.

Nach einer Dreiviertelstunde der Beruhigung und vieler Erklärungen in diesem kleinen, abgeteilten, mit Vorhängen versehenen Raum traten Lucy und der Student in den Flur hinaus. »Sie dürfen nicht unbeaufsichtigt anfangen. Verstehen Sie?«

»Ich bin Student im vierten Jahr«, entgegnete er. »Ich habe bereits in der Orthopädie operiert.«

Er sah Lucy an. Sie erkannte in seinem Gesichtsausdruck eine unverhohlene Überschätzung seiner Erfahrung und eine Unterschätzung ihrer eigenen. Als er sich an der Stirn kratzte, schimmerte der Glanz eines manikürten Fingernagels im Neonlicht. Sie signalisierte ihm mit einer Geste, dass er ihr folgen solle, während sie sich ihren Weg in ein leeres Büro in der Nähe des Empfangs bahnte. Die Tür schloss sich mit einem Flüstern.

»Zu Ihrer Information, mein Freund: Für die Wiederherstellung der Brust einer Frau nach einer Krebsoperation ist etwas Feingefühl nötig. Wir machen hier keine Rundumerneuerungen von Prominenten. Es geht nicht um eine Bikiniprobe oder neue Brüste als Geschenk zum Highschoolabschluss. Diese Frauen hier haben Krebs. Krebs an einer sehr

intimen Stelle. An einer Stelle, die ihnen dabei geholfen hat, sich beim Highschoolball schön zu fühlen, sexy in den Flitterwochen und mehr als nur ein bisschen bereit für Kinder. Eine Frau würde lieber an einer Herzkrankheit sterben, als Brustkrebs zu bekommen, weil Brustkrebs zu bekommen sich anfühlt wie ein Messerstich ins Herz. Das Mindeste, was wir tun können, ist, eine Sprache zu benutzen, die sie begreifen.«

»Ich verstehe«, sagte er, während er über Lucys Schulter hinweg in den Spiegel an der gegenüberliegenden Wand blickte und eine Haarsträhne zurechtrückte.

Sie betrachtete sein lavendelfarbenes Hemd und seine teuren Schuhe. »Morgen«, erklärte sie, »können Sie mit der Modenschau aufhören. Die Frauen in dieser Klinik wollen einfach nur gute medizinische Versorgung und keine Behandlung, die von jemandem als Almosen verteilt wird. Erst recht nicht, wenn derjenige so besorgt um sein Aussehen ist, dass er nicht mal in die Onkologie gehen kann, ohne eine ganze Tube Haargel zu verbrauchen.«

Der Student nahm Haltung an, als ob er gerade bemerkt hätte, dass er die große rothaarige Frau, die vor ihm stand, falsch eingeschätzt hatte – wie die meisten Männer.

Und Lucy war noch nicht fertig: »Falls Sie weiter mit mir zusammenarbeiten möchten, hören Sie gut zu. Wenn wir zu den Patientinnen gehen, werde ich die Vorstellung übernehmen. Sie stecken Ihr blasiertes Lächeln weg und hören zu. Und danach frage ich Sie, was Sie gehört haben.« Sie rückte den Kragen ihres Laborkittels zurecht. Der Medizinstudent versuchte, interessiert auszusehen. »Hier ein paar Dinge, die Sie sich merken müssen. Wenn ich Ihnen das Wort erteile, bezeichnen Sie die Brüste einer Frau niemals als *etwas*, ge-

schweige denn als hängend, sackartig, schlapperig, schlaff oder schlapp. Das sind Begriffe für alte Möbel, aber nicht für biologisches Gewebe.« Der Medizinstudent starrte sie an. »Medizinstudenten glauben, Fachsprache hätte keine emotionale Bedeutung«, fuhr Lucy fort. »Es ist völlig egal, um wen es geht – niemand will *irgendetwas* Sackartiges haben, ganz zu schweigen von sackartig herunterhängenden Titten.«

Er schüttelte den Kopf, als ob er sagen wolle: *Natürlich nicht, nie wieder.* Lucy atmete aus. »Sehen Sie, die Patientinnen benutzen immer mal wieder Umgangssprache. Möpfe, Titten, Hupen, Tüten, was auch immer, aber nicht Ballons. Ballons finden sie geschmacklos, es hört sich nach Stripperin an.«

Er schluckte und sah sich im Raum um. Rechts von ihm hing ein Poster zum Thema manuelle Brustuntersuchung. Er wandte den Blick ab.

Lucy musterte ihn. »Orthopädie, wie? Ich habe Stanley gesagt, er soll euch Leute in der Proktologie anfangen lassen. Wenn ihr gelernt habt, sensibel über den Schließmuskel zu sprechen, sind ein paar Brüste nichts dagegen.« Lucy ging zur Tür und legte die Hand auf die Klinke.

Er runzelte die Stirn. »Entschuldigung, aber haben wir nicht eine psychologische Beratung für diese Fälle?«

»O mein Gott, im Ernst?« Lucy ließ die Hand sinken und drehte sich um, wodurch sie dem Medizinstudenten den Weg versperrte. »Die Frau da drin muss gerade verarbeiten, dass ihre Brüste nie wieder im Weg sein werden, wenn sie Freunde umarmt, Sport macht, Lebensmittel trägt oder ein Kind füttert. Ihre Narben und der mitfühlende Ausdruck in den Augen ihres Ehemannes wird diese Tatsachen nur noch untermauern. Einige von uns wissen, wie es sich anfühlt, an

einem einzigen Nachmittag die ganze Welt zu verlieren. In dieser Rotation entscheide ich über Ihre Zukunft. Brauchen Sie eine Lektion in Verlust?»

Zum wahrscheinlich ersten Mal in seinem Leben hatte der Medizinstudent keine Erfahrung oder Antwort parat.

Lucy holte tief Luft und ließ ihre Stimme sanfter klingen. »Die Sache ist die, Blake. Bei einer Brustrekonstruktion geht es einzig und allein um drei Dinge. Erstens: Niemand will einen Bauch, der weiter hervorsteht als die Brüste. Zweitens: Frauen setzen Brüste nicht völlig mit Sex gleich, aber sie wissen, dass Männer das tun. Und drittens: Wenn Frauen vor die Wahl gestellt würden, ob sie lieber einen Mann oder Brüste haben möchten, würde der Mann in diesem Wettbewerb in den meisten Fällen nicht so gut abschneiden. Frauen lassen Brustrekonstruktionen für *sich selbst* machen.«

Sie fixierte den Medizinstudenten, bis er den Blick senkte.

»Wow«, entgegnete er.

Lucy schloss die Augen und erwiderte: »Ja, *Dr. Phil*. Wow. Und jetzt gehen Sie und schreiben Sie Ihren Bericht.«

Als sie ins Schwesternzimmer zurückgekehrt war, blickte Melissa von ihren Notizen auf. »Haben Sie ihm die Leviten gelesen?«

Lucy schüttelte den Kopf. »Vielleicht für eine glorreiche Minute, aber nicht für das ganze Leben.«

»Er wird sich bessern. Das ist bei den meisten nach dieser Rotation so.«

»Vermutlich. Aber es ist anstrengend, jemandem beizubringen, menschlich zu sein.«

»Vielleicht sollte er versuchen, an Halloween als Mensch zu gehen. Niemand würde seine Verkleidung erraten.«

Melissa bot Lucy ein Bonbon aus einer Plastikkürbislaterne

an, die auf der Theke stand, und fragte: »Sie kommen doch, oder?«

Lucy zuckte die Achseln. »Ja. Na ja, vielleicht. Da gibt es noch eine andere Party, auf der ich erscheinen muss.«

»Dr. Peterman, Sie lügen, und Sie wissen es auch.«

Lucy schürzte die Lippen und machte einen schwachen Versuch, das Offensichtliche abzustreiten: »Das stimmt nicht. Mein Bruder ...«

»Ihr Bruder hat angerufen und gesagt, dass alles paletti sei und Sie ruhig gehen können.« In einem versöhnlicheren Tonfall fuhr Melissa fort: »Hören Sie, ich weiß, dass es schwer ist, jetzt, wo Richard nicht mehr lebt.«

Bei der Erwähnung ihres Ehemannes hob Lucy den Kopf. Ihr Richard. Er hatte zu dem Typ von Mann gehört, der von den Frauen übersehen wurde – nicht, weil er unattraktiv gewesen wäre, sondern weil er einfach ein braunhaariger Kerl mit einem netten Gesicht gewesen war. Wenn Lucy ihn anderen Leuten beschrieben hatte, hatte sie gesagt: »Er ist zu einem Teil Matt Damon und zu drei Teilen der einfache Typ, bei dem man nichts dagegen hat, neben ihm im Flugzeug zu sitzen, weil man weiß, dass er einem mit dem Gepäck hilft und einen sonst in Ruhe lässt.« Der Matt-Damon-Teil befand sich auf der Innenseite, das war der Teil, den Lucy sehen konnte. Richard war ihr Ein und Alles gewesen. Er war der Gesellige gewesen. Er hatte sie durch Partys, Festessen und Bälle befördert, wie ein Ford-Pick-up, der am Gedenktag für die Gefallenen einen Wohnwagenanhänger zieht. Er hatte dafür gesorgt, dass Lucy keinen Lippenstift auf den Zähnen hatte, hatte ihr Erinnerungshilfen für die Namen von Ehepartnern ins Ohr geflüstert und auf jeder Party, die sie gemeinsam besucht hatten, für heitere Kommentare gesorgt.

Small-Talk war nicht Lucys Stärke. Wie jede gute Chirurgin drang sie entweder direkt zum Kern einer Person vor oder lenkte sie mit Humor ab. Es gab nichts dazwischen. So war sie einfach. »Ich kann arbeiten«, sagte sie zu Melissa und versuchte, nicht verzweifelt zu klingen. »Das kann ich. Aber ich kann nicht zu einer Halloweenparty gehen. Ich will nicht lächeln, als ob ich glücklich wäre, mich über das Wetter unterhalten oder neue Leute kennenlernen.« Melissa legte Lucy die Hand auf den Arm, aber Lucy entzog sich ihr sanft. »Hören Sie, es ist nicht Ihre Aufgabe, sich um mich zu kümmern. Und die Aufgabe meines Bruders ist es, einfach die Klappe zu halten.«

Melissa verdrehte die Augen. »Es ist ganz sicher meine Aufgabe, mich um Sie zu kümmern. Wir müssen ja keine Freundinnen sein. Gott behüte«, fügte sie theatralisch hinzu. »Aber dieses Krankenhaus bezahlt mich dafür, dass ich auf Sie aufpasse.«

»Nur während der Bürozeiten.« Melissa starrte sie an, ohne zu blinzeln. »Ist ja gut! Ich versuche, zu der Party zu kommen.«

Triumphierend salutierte Melissa vor Lucy. »Das wird spaßig. Sie werden schon sehen. Aber jetzt machen Sie weiter, Doktor. Ihre Lakaien brauchen eine Einführungsrunde. Wir sehen uns heute Abend.«

Das bernsteinfarbene Licht des Herbsttages verwandelte sich in die rotschwarze Färbung des späten Abends, als Lucy ihren Wollmantel anzog. Sie warf einen Blick in den Spiegel auf der Rückseite ihrer Bürotür und fuhr durch ihr Haar, in dem Versuch, die zahlreichen gekräuselten Strähnen zu glätten, die ihrem sorgfältigen Föhnen entkommen waren. Trotz der zahl-

reichen Produkte, die sie anwendete, sprang ihr von Natur aus lockiges Haar noch in derselben Sekunde wieder in seine ungezügelte Ursprungsform, in der ein einziger Tropfen Feuchtigkeit darauffiel. Lucy öffnete ihre sorgsam zusammengefaltete Mittagessenstüte und füllte sie mit dem Inhalt der Taschen ihres Laborkittels: eine Handvoll abgepackter Nadeln, mehrere Gazetupfer, drei Verbandsrollen, zwei Wundversorgungssets und ein kleiner 500-ml-Infusionsbeutel.

Im Flur nahm Lucy einen weniger belebten Weg zum Vordereingang, vorbei an den Plakaten DIE NACHT DER SIEBEN TODSÜNDEN, gedruckt mit blutroter Farbe. Schwarze und orangefarbene Ballons und Wimpel schmückten seine Ränder. Kurz vor dem Ziel erblickte sie eine Kollegin, die mit klackernden Absätzen durch den Flur auf sie zukam, und bog in die Toilette ab. Als sich die Tür schloss, verding sich die Klinke in ihrem Laborkittel, den sie auf den Armen trug, und riss diesen und ihre Mittagessenstüte zu Boden. Lucy beeilte sich, die heruntergefallenen Sachen aufzuheben, während Schritte in ihren Ohren hallten. Eine Verbandsrolle sprang hinter die Toilettenschüssel. Als sie sie aufheben wollte, stieß sie mit dem Kopf gegen das Keramikwaschbecken. Die Schritte entfernten sich wieder.

Lucy presste eine Hand gegen ihren Kopf. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Sie ließ zu, dass eine dicke Träne entkam, und spürte, wie sie langsam von ihrer unteren Wimper über den Wangenknochen bis zum Kinn rann. Schniefend wischte sie sich das Gesicht mit dem weißen Kittel ab und stopfte das Krankenhauszubehör in die zerknitterte braune Papiertüte zurück. Dann riss sie die Tür auf und steuerte geradewegs auf den Ausgang zu, während sie in ihrem Kopf rückwärts zählte. *Fünf, vier, drei, zwei.* Unmittelbar bevor

sich die elektronischen Türen öffneten, warf sie die gefüllte Tüte in den Abfall neben dem Eingang.

Der Wachmann tippte sich an die Mütze, um sie zu grüßen. »Zwei Punkte, Dr. Peterman.«

Lucy erschrak, als sie den Ordnungshüter vor sich sah. »Und die Zuschauer sind völlig aus dem Häuschen«, versuchte sie, ihren Schreck zu überspielen.

Als sie endlich wohlbehalten in ihrem Auto saß, erschöpft nach einem Tag, an dem sie eine Heilige gespielt hatte, fuhr sie nach Hause, um sich in eine Todsünde zu verwandeln.

If you're happy and you know it

Eine Wolke aus Blättern – gelbe, braune und rote – wirbelte auf dem Gehsteig vor dem *Med One* herum wie ein Wurf Hunde, die ihren Schwänzen nachjagten. Lucy zog den Mantel enger und sah ihren Bruder Charles an. »Zwing mich nicht, da reinzugehen.«

Ein lachendes Paar in flatterndem schwarzem Stoff rannte an dem Auto vorbei. Auf dem Kopf der Frau thronte ein Hexenhut. Zwei Leute ganz in Grün – einschließlich der Haut – blieben stehen, um sich unter dem Krankenhausüberbau zu küssen. Dann stürmten sie hinein.

»Ich zwing dich zu gar nichts.«

»Ich hasse es, wie sie mich ansehen.« Lucy schüttelte den Kopf.

»Das ist genau der Grund, warum ich hier bin. Du würdest dich sonst nur drücken.« Ein Mann mit einem Toilettensitz um den Hals und einer Zombiemaske blickte durch die Windschutzscheibe und lief dann weiter. »Du musst zugeben, dass die diesjährige Party besser ist als die im letzten Jahr. Das Motto ›Kommt als eure tote Lieblingsperson‹ war der Inbegriff der Fehlentscheidung für eine Notfallklinik.«

Lucy lächelte bei der Erinnerung daran. »Aber die Party

hat trotzdem Spaß gemacht. Richard als Marilyn Monroe. Diese Perücke!« Sie senkte den Blick zu ihren Händen.

»Lass dein Kostüm für dich arbeiten. Steck dein Verkehrsrowdynamummerschild an und mach dich auf die Socken. Inszeniere einen Aufstand. Es ist Samstagnacht!«

»Sei doch mal ernst. Und komm mit.«

»In zwei Stunden bin ich wieder da. Trink was. Sei nett zu den anderen. Freunde dich mit ein paar Leuten an.« Lucy blickte nach draußen und sah zu, wie die aufsteigenden Auspuffgase eines haltenden Wagens sich kräuselten und in der Nacht verschwanden. Charles verlieh seiner Stimme einen sanfteren Klang. »Es könnte vielleicht helfen, mit jemandem darüber zu reden, weißt du.«

»Auf gar keinen Fall, Charles.«

Er beugte sich über Lucy und öffnete ihr die Autotür. »Ich hab dich lieb. Aber du schindest Zeit. Jetzt geh schon.«

Eine Oktoberböe traf Lucy mitten ins Gesicht. Sie griff nach der *John Deere*-Kappe auf ihrem Kopf und warf sie auf den Rücksitz. »Siehst du, sogar der Wind denkt, dass das eine schlechte Idee ist.«

Charles hob die Kappe auf und setzte sie seiner Schwester wieder auf den Kopf. Dann deutete er auf die Vordertür des Krankenhauses. »Geh.«

Lucy drückte sich durch die große Drehtür in die Vorhalle des Krankenhauses. Ein Wachmann tauchte hinter seiner Wachstation auf. »Hey, Joe«, grüßte Lucy mit einem Lächeln.

»Dr. Peterman. Ich wünsche Ihnen einen schönen Abend. Und halten Sie sich von Schwierigkeiten fern, okay?«

»Ich kann Ihnen nichts versprechen«, entgegnete sie.

Richard hatte den Wachleuten jeden Tag die Hand ge-

schüttelt. Während die meisten Menschen den Sicherheitsdienst mehr oder weniger wie unsichtbare Portiers behandelten, war das für Richard eine Selbstverständlichkeit gewesen. Für ihn hatte jeder Mensch in die Kategorie »Gleichwertig« gehört, alle hatten von ihm die gleiche Behandlung erhalten. Lucy dachte an seinen Händedruck und seine starken Unterarme, entwickelt durch viele Jahre in der Chirurgie.

Die Gedanken an ihren geliebten Mann lösten sich in Luft auf, als Melissa ihr mit einem eleganten Hüftschwung entgegenkam und ihren Kissenhut sowie die Bettdecke, die sie sich um die Hüften geschlungen hatte, zurechtrückte. »Sieh mal einer an, wer sich entschlossen hat, mit den Sündern zu feiern.«

»Als ob ich eine Wahl gehabt hätte! Warum findet das hier eigentlich eine Woche vor Halloween statt?«

»Dann können wir zweimal feiern.«

»Na toll. Welche Sünde stellen Sie denn dar?«

»Sehen Sie sich meinen Köcher an«, sagte Melissa und nahm ein Spielzeugset bestehend aus Schießbogen und Pfeilen von ihrer Schulter. Rote Tonpapierherzen, die alle mit dem Wort LUST bedruckt waren, zierten die Saugnapfpfeile.

»Nett.« Lucy lächelte schief und zog ihren Mantel aus, wodurch ein ärmelloses Flanellhemd und eine unechte Tätowierung auf dem Oberarm zum Vorschein kamen. Der Text des Tattoos lautete: AUGES UM AUGES.

»Zorn, wie? Ich wette, Ihr Medizinstudent würde zustimmen.«

Die beiden Frauen gingen durch den Flur auf die dröhnende Musik und das laute Geschwätz zu. »Ich bleibe nicht lange«, erklärte Lucy.

»Ich weiß, dass Sie nicht viel trinken, aber besorgen wir Ihnen doch ein bisschen Alkohol. Nur dieses eine Mal.«

Ein anderer Partygast, der ebenfalls als Zorn verkleidet war und ein Schild mit ICH BIN VERRÜCKT in der Hand hielt, reichte Lucy einen roten Plastikbecher, der mit einem Fruchtsaftgemisch gefüllt war. Melissa winkte jemandem auf der anderen Seite des Raumes zu und sagte: »Ich bin gleich wieder da.« Sie nahm Lucys Mantel mit und verschwand in der Menge. Lucy trank die süß schmeckende Flüssigkeit in einem Zug aus.

In der Cafeteria tummelte sich das Volk. Sünderinnen und Sünder aller Formen und Größen liefen lässig durch die Gegend und aßen Spinnenkekse und Grabsteincupcakes. Orangefarbene und schwarze Ballons und Wimpel schwebten über den Partygästen. Ein Mann in einem mit Luft gefüllten Sumoringer-Anzug mit einem ALL YOU CAN EAT-Schild unter dem Arm und einem VÖLLEREI-Stempel auf der Stirn unterhielt sich mit einer Frau, die ein doppelseitiges Plakat hielt. Es sah aus wie ein Sparbuch, bei dem in jeder Zeile GIER stand. Die Frau rückte ihre *Monopoly*-Geld-Kopfbedeckung zurecht und nickte Lucy zu. Die Bässe von Michael Jacksons »Thriller« dröhnten dumpf durch den Raum.

»Dr. Peterman!«

Lucy erstarrte. Charise Schaefer, die Frau des Chefarztes der Kardiologie, Buddy Schaefer, war mit einem doppelt gestrickten Hosenanzug bekleidet und trug eine prall gefüllte Brieftasche, die mit Medaillen, Trophäen und Ordensbändern vollgestopft war. Sie schlängelte sich zu Lucy durch. »Sie sehen aber toll aus«, meinte sie. »Die Aftershowparty veranstalte ich in unserem Haus.« Sie drückte Lucy einen orangefarbenen

Flyer in die Hand, auf dem die Worte *Halloween steht vor der Tür* neben eine Kürbislaterne gedruckt waren, die einen Martini hielt und zwinkerte. »Was halten Sie von meinem Kostüm?« Sie wirbelte um die eigene Achse. »Ich bin der Stolz, alias Mary Lou Rettons Mutter.« Oben auf dem Stapel der Party-Flugblätter, die sie in der Hand hielt, befand sich ein großes Bild von Mary Lou, das auf eine Frühstücksflockenpackung geklebt war. »Wissen Sie«, plapperte sie, »Mary Lou war schon immer extrem gelenkig, sogar als Baby. Man sagt, sie hätte mein Lächeln.«

Lucy gab sich beeindruckt. »Ich ... toll!«

»Damit ist das geklärt. Sie kommen nach der Party mit in unser Haus.« Charise riss die Augen auf. »Hier ist jemand, den Sie kennenlernen sollten«, fügte sie hinzu. »Er ist die totale Sahneschnitte. Ein Doktor wie Sie. Er ist hier irgendwo, trägt das fabelhafteste Faulheitskostüm überhaupt. Er hat einen von diesen Bierdosenhüten auf.« Während sie die Menschenmenge nach dem *Miller Lite*-Mann für Lucys Träume absuchte, fuhr sie fort: »Ich bin ebenfalls Witwe. Als mein erster Mann starb, bin ich sofort wieder aufs Pferd gestiegen – und jetzt sehen Sie mich an. Frisch verheiratet mit fünfundvierzig. Wo steckt denn bloß der Typ?«

»Ich muss mal schnell zur Toilette«, sagte Lucy. »Ich komme später nach.« Sie lief in die entgegengesetzte Richtung der Toiletten und machte halt, um ihren Becher an einer anderen Sünden-bemannten Verpflegungsstation nachzufüllen.

»Also, Zorn Peterman, was meinst du?« Stanley Menkin, der Krankenhausleiter, schlich sich an Lucy heran und öffnete seinen Mantel wie ein Exhibitionist in einer Seitenstraße. Er trug lange Unterwäsche, und die Innenseite seines Mantels war

bestückt mit durchsichtigen Plastiktaschen, die Kondome, Geld, Pillenfläschchen, Süßigkeiten und Pistolenkugeln enthielten. An seinem Revers waren mehrere Fußball- und Hockeyteam-Anstecker befestigt. »Jede der sieben Sünden wird durch eine Tasche symbolisiert. In mir sind alle Sünden vereinigt. Clever, oder? Für den Typen, der hier das Sagen hat.«

Lucy hob ihr *NERF*-Gewehr und schoss ihm ein Schaumstoffprojektil gegen die Stirn.

»Hey! Willst du meine Genialität herabsetzen?«

»Genialität ist dein Wort. Ich würde ›Narzissmus‹ vorziehen.«

Stanley ignorierte es. »Marion ist auch hier. Sie ist als französisches Zimmermädchen verkleidet. O là là!«

»Wie pervers, Stanley.« Lucy grinste. »Egal ob Freunde oder Boss – ich will mir nicht vorstellen, dass du und deine Frau euch als irgendwas anderes als Ärzte verkleidet.«

»Wo wir gerade beim Thema Marion sind: Sie will unsere Abendgesellschaften wieder regelmäßig auf den Plan setzen. Sie hat da ein paar neue Desserts, die sie ausprobieren will.«

Lucy wandte den Blick ab und trank einen großen Schluck von ihrem Punsch. Die Musik füllte den Raum zwischen ihnen. Stan schloss seinen Mantel. »Es wird Zeit, Lucy«, sagte er etwas leiser.

»Wer sagt das?«

Stan machte einen Schritt nach hinten. »Rede mit Marion. Sie hat ein paar tolle Ideen.«

Ein Arzt, der als Völlerei verkleidet war, blieb stehen, um mit Stan zu plaudern. Lucy füllte ihren Becher nach, lehnte sich mit dem Rücken an die Wand und ließ die Unterhaltung der beiden zusammen mit der Musik, dem Gelächter und dem Lärm der Party an sich vorbeiplätschern.

»Stimmt's, Luce?«, hörte sie Stan wie von Ferne fragen.

»Was? Wie bitte?«

»Dein Mann hatte die beste Technik von allen. Sogar schon während des Medizinstudiums. Dieser Hundesohn hat mich jedes einzelne verdammte Mal blamiert.«

»Mich auch«, sagte sie.

»Nein, das stimmt nicht. Ihr beide wart ein Paar, das sich in seinem Perfektionismus glich wie ein Ei dem anderen.« Lucy nahm einen kräftigen Schluck, und Stan sagte zu der Völlerei: »Die beiden haben das gesamte Personal geschult.«

Sie schloss die Augen und hörte nicht mehr zu. Als sie sie wieder öffnete, starrten Stan und die Völlerei sie an.

»Was ist los?«

»Du solltest dich bei dem, was du da in dich hineinkippst, besser etwas zurückhalten, Lucy. Die Nacht ist noch jung.«

Die Völlerei hob den eigenen Becher. »Nee, sündigen Sie drauflos, Baby. Prost!«

Lucy trank ihren Becher aus. »Niemand mag eine nüchterne Sünde, Stanley. Ich sehe mal, ob ich Melissa finde.« Sie schlängelte sich an Partygästen vorbei Richtung Ausgang.

Elyse Dietrich, Röntgentechnikerin und die Tochter einer ihrer Patientinnen, berührte Lucy an der Schulter. »Dr. Peterman. Ich bin so froh, Sie zu sehen. Ich wollte Ihnen persönlich für Ihre gewissenhafte Arbeit an meiner Mutter danken. So viele Leute behandeln ältere Frauen so, als ob sie wegen ihrer ungewissen Zukunft keine Brustrekonstruktion verdienen würden. Sie sagt, sie fühlt sich Ihretwegen pudelwohl.«

»Das freut mich. Richten Sie Ihrer Mutter meine Grüße aus«, meinte Lucy. »Sagen Sie ihr, Schlauch-Tops wären das neue Hauskleid für Frauen in einem gewissen Alter.«

Elyse lachte. »Das mache ich.«

»Was für eine Sünde sind Sie denn?«

»Eigentlich gar keine. Ich wollte meiner Tochter keine Angst einjagen.« Sie deutete auf ein Namensschildchen an ihrem Kostüm im Stil von Jackie-O, auf dem stand: HALLO, MEIN NAME IST MRS. GOTT, wobei ein kleiner Heiligenschein den i-Punkt darstellte. »Mensch, diese Stützstrumpfhose juckt wie verrückt.« Sie kratzte sich am Bein, und das Papiertaschentuch, das in ihrem Ärmel gesteckt hatte, fiel auf den Boden, zusammen mit einem Einkaufszettel mit dem Titel GOTTES LIEBLINGSESSEN.

Lucy stieg die Hitze ins Gesicht, als sie das Foto eines kleinen Jungen im Briefaschenformat, das mit der Aufschrift JESUS IN der 5. KLASSE versehen war, bemerkte, das an Elyses Pillbox befestigt war. Sie holte sich einen neuen Becher Punsch.

»Haben Sie Kinder?«, fragte Elyse, die ihr gefolgt war.

»Fast«, antwortete Lucy, die innerlich über ihre Worte stolperte. »Nein, ich habe keine. Ihr Ehemann, Mr. Gott, hat beschlossen, dass es für Lucy Peterman keine Kinder geben soll. Vielleicht können Sie ja bei ihm ein gutes Wort für mich einlegen. Sagen Sie ihm, was für gute Arbeit ich bei Ihrer Mutter geleistet habe.« Sie nahm einen Schluck aus ihrem Becher und setzte nach: »Ich mache nur Spaß, versuche bloß, in meiner Rolle zu bleiben. Wie war ich? Zornig genug?«

»Sehr überzeugend«, meinte Elyse. Sie berührte Lucy am Arm. »Das wird schon noch. Sie müssen einfach Geduld haben. Ich habe ein Jahr gebraucht, um schwanger zu werden.«

Lucy schloss die Augen, als ihr Herz einen Salto machte, geschürt vom Alkohol und ihrer Beklemmung. Als sie sie

wieder öffnete, war Mrs. Gott verschwunden. Der Punsch, die Szenerie und der Lärm zeigten ihre Wirkung in Lucys Kopf. Eine Frau in einer Seersuckertoga, die ein Baby und eine alte Polaroidkamera hielt und deren Sünde nicht ganz klar zu erkennen war, näherte sich Lucy.

»Hi, Dr. Peterman.« Die Frau nahm ihre Maske ab. »Ich bin es, Jeanie, aus der Verwaltung. Könnten Sie mal meine Tochter halten?« Bevor Lucy antworten konnte, drückte ihr die Frau ein anschniegsames Baby in die Arme. »Ich konnte keinen Babysitter bekommen, aber ich wollte unbedingt herkommen und Fotos machen. Ist es zu glauben, wie toll alle aussehen?« Während Jeanie ein Foto nach dem anderen schoss, studierte das Baby Lucys Gesicht. Es legte eine pummelige Hand auf ihre Schulter und griff mit der anderen nach ihren Locken. Einen Moment später stieß das Baby einen Seufzer aus und legte seinen Kopf auf Lucys Schlüsselbein.

Lucy schloss die Augen und öffnete sie erst wieder, als das Blitzlicht der Kamera aufzuckte.

»Was für ein toller Schnappschuss!«, meinte Jeanie. Sie nahm Lucy das Baby aus den Armen und gab ihr das Foto, bevor sie davoneilte.

Mit wackeligen Beinen bog Lucy in das Lager für den Medizinbedarf ab, das sich hinter dem Buffet befand. Das Getöse der Party wurde gedämpft, als sie die Tür schloss und sich auf einen großen Pappkarton plumpsen ließ. Sie starrte auf das sich entwickelnde Bild. Als ob ihre Träume vor ihr auf dem winzigen Quadrat Gestalt annehmen würden, sah sie sich selbst, wie sie die Tochter hielt, die nicht ihre eigene sein würde.

Sie sah sich in dem minzgrünen Raum um. Die Metallregale enthielten jede Art von Krankenhausbedarf, die man

sich nur vorstellen konnte. Das Neonlicht flimmerte und summte über ihr. Sie genoss das Gefühl, das all die verpackten Nadeln, Stoffe und Plastikröhrchen in ihr hervorriefen. Es war sauber, geordnet und ruhig. Hier hatte sie alles, was sie in einem medizinischen Notfall brauchte. Sie konnte Blutungen stillen, intubieren, hydratisieren und den Schock auf Distanz halten. Lucy steckte heimlich fünf elastische Verbandsrollen in ihre tarnfarbene Tasche. Sie ließ einen Finger über einen Stapel Wundversorgungssets gleiten und wählte zwei davon aus, schnappte sich einige Infusionsschläuche und eine Handvoll Spritzen. Sie schob das Krankenhauszubehör in ihre Tasche, stellte sich auf die Zehenspitzen und fasste eine Packung Probenröhrchen ins Auge.

»Sie verstecken sich auch hier?«, fragte eine matronenhafte Frau, die von Kopf bis Fuß in Grün gekleidet war und hinter einem großen Aluminiumregal auftauchte.

Lucy zuckte zusammen. »Oh! Ich dachte, ich wäre allein.« Sie warf einen Blick auf die Frau und versuchte festzustellen, ob diese ihren Diebstahl bemerkt hatte. »Ich musste weg von all diesen Leuten, insbesondere der Frau mit den Partyhandzetteln.«

»Ich weiß«, sagte die grüne Frau. »Wenn es nach ihr gehen würde, müssten alle Angestellten ihre Schicht mit einer Gruppenumarmung und einer kosmetischen Gesichtsbildung beginnen.«

»Genau so«, sagte Lucy. »Würde sie T-Shirts drucken lassen, stände darauf: WENN DU GLÜCKLICH BIST UND DAS AUCH WEISST, UMARME EINEN UNSCHULDIGEN UNBETEILIGTEN UND MACH IHM DAS LEBEN UNERTRÄGLICH.«

»Sie sind witzig. Ich will Ihre Haare haben!«

»Nein, das wollen Sie nicht. Sobald die Feuchtigkeit von Wisconsin zuschlägt, sehen meine Haare aus wie auf einer Karikatur und ich entwickle die originellsten Spiegelvermeidungstechniken. Zu versuchen, meine Haare mit irgendeinem Produkt zu bändigen, ist wie der Versuch, die Ozonschicht zu retten, indem man gelegentlich einen *Ziploc*-Beutel wiederverwendet.«

»He, verstehen Sie mich nicht falsch. Ich mag Ihre Haare, aber ich bin der Neid. Sie wissen schon. Wir sollen doch unsere Rolle überzeugend spielen.«

»Oh. Natürlich, Neid.« Lucy schob das Foto, das sie in der Hand hielt, in ihre Hemdtasche und nahm unklugerweise noch einen kräftigen Schluck aus ihrem Becher. »Also, Neid, was machen Sie hier im Vorratsraum?«

»Das ist mein Platz.«

»Meiner auch! Ich komme oft her.« Lucy lehnte ihren Kopf an die Wand, in dem Versuch, das Gefühl der Verwirrung zu stoppen.

»Man kann nie genug Krankenhauszubehör haben«, sagte der Neid, ohne zu lächeln.

Lucy sah die Frau an und versuchte festzustellen, was sie gesehen hatte. Was sie wusste. Sie hob ihren Becher zu einem Toast. Ein Teil der Flüssigkeit spritzte auf die Zipfel ihres karierten Hemdes. »Ja, das ist wahr«, stimmte Lucy zu. Unwillkürlich tätschelte sie durch die Hemdtasche hindurch die Fotografie.

Der Neid machte einen Schritt auf sie zu. »Ich weiß nicht, wer Sie sind, aber es wird Zeit zu gehen.« Sie packte Lucy am Arm und half ihr aufzustehen. Lucy sträubte sich.

»Ich bin Ärztin, und ich will noch bleiben«, erwiderte sie beharrlich.

Der Neid, der klein und kräftig war und einen großen Busen hatte, zog Lucy in eine aufrechte Position und drückte ihr das *NERF*-Gewehr in die Hand. »Das bezweifle ich. Sie müssen gehen.«

»Brr, Sie sind aber ein ernsthafter kleiner Hobbit. Ich bin plastische Chirurgin«, fügte Lucy hinzu.

Der Neid runzelte die Stirn, öffnete die Tür und führte Lucy aus dem Vorratsraum. »Also, selbst wenn das wahr sein sollte, Doktor, müssen Sie trotzdem gehen.«

Als sie wieder mitten im Kampfgetümmel der Party stand, murmelte Lucy: »Ich fühle mich nicht sehr gut. Ich hatte ewig keinen Drink mehr, schon seit einem Jahr oder so.« Aber der Neid hatte sich schon zu einer Horde Partygäste gesellt und hörte sie nicht mehr.

Melissa eilte vorbei und zeigte ihre beste Lust-Performance. »Immer langsam, Dr. Peterman«, sagte sie. »Sie sehen nicht sehr gut aus.«

»Ich war ganz in Ordnung, bis der Neid da drüben mich aus meinem Versteck gezerzt hat.«

Melissa warf einen Blick über die Schulter. »Ach, das ist Phyllis Parmenter. Sie ist verantwortlich für den Lagerbestand. Die nimmt ihren Job fürchterlich ernst. Letztes Jahr hat sie eine Krankenschwester wegen schlechter Kanülen-dokumentation und unbefugter Benutzung einer Kanülen-abwurfbox feuern lassen.«

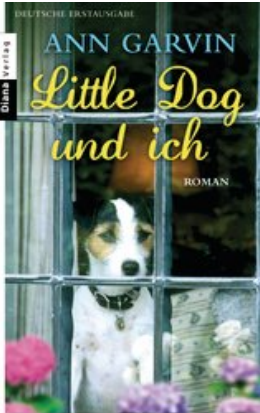
Lucy spürte, wie sich eine heiße Flamme in ihrem Bauch bildete und wild nach oben flackerte. »Ich glaube, mir wird schlecht.«

Sie wankte nach draußen, Melissa folgte ihr dicht auf den Fersen. Lucy kramte in ihrer Tasche herum und zog ihr Mobiltelefon heraus, um ihren Bruder anzurufen.

»Dr. Peterman, wie viel Punsch haben Sie getrunken?«

»Wohl zu viel.« Lucy wurde von einem tröstlichen herbstlichen Windstoß erfasst. Sie beugte sich vor, ließ es zu, dass Melissa ihr die Hand zwischen die Schulterblätter legte, und stellte sich Phyllis Parmenter ohne ihr komplett grünes Outfit vor, wie sie am Morgen mit matronenhafter Autorität mit dem Verwaltungsbüro sprach.

»Ich bin dermaßen geliefert«, stöhnte sie auf.



Ann Garvin

Little Dog und ich

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-35852-2

Diana

Erscheinungstermin: Dezember 2015

Eine kluge Heldin und die Chance auf ein neues Leben

Lucy Peterman ist eine geachtete Chirurgin, die ihre Patienten mit Mitgefühl und Leidenschaft durch die schwersten Krankheiten begleitet. Doch das war vor dem Unfall. Bevor ihr Ehemann und ihr ungeborenes Kind von ihr gerissen wurden. In einem Teufelskreis aus Trauer und Wut gefangen verschließt Lucy sich immer weiter vor ihren Mitmenschen. Bis ihr eine fremde Hündin im Park zuläuft. An Little Dogs Seite beginnt Lucy, sich ihren Ängsten zu stellen, öffnet zaghaft ihr Herz für neue Beziehungen – und vielleicht sogar für die Liebe ...